

Maximilian Zech · Aus einer Zeit

MAXIMILIAN ZECH

**AUS
EINER
ZEIT**

ROMAN

BUCHER

1. Auflage 2021
BUCHER Verlag
Hohenems – Vaduz – München – Zürich
www.bucherverlag.com

© 2021 Maximilian Zech
Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Miriam Gartner
Gestaltung: Gorana Guiboud-Ribaud
Herstellung: BUCHER Druck, Hohenems
Bindung: Papyrus, Wien

ISBN 978-3-99018-580-3

Printed in Austria

Meinen Eltern in Liebe und Dankbarkeit gewidmet.

1

Der letzte Abend

Das Fenster ist gekippt und ein sehr diskreter, milder Hauch weht mir entgegen, die Jalousien wiegen sanft auf und ab. Ich sitze in meinem Drehstuhl und starre auf die vergilbten Lamellen, die wohl vor langer Zeit einmal weiß gewesen sein müssen. Immer wieder blitzt ganz kurz etwas auf: das Blau des Himmels, der Ast eines Kastanienbaums, eine frisch gestrichene Hauswand. Dann schießt ein greller Sonnenstrahl in das Zimmer und landet auf meinem Schreibtisch, wo er nach kurzer Lebensdauer verendet. Geräusche steigen hoch zu mir wie Düfte. Autos auf der Straße, Vögel in den Bäumen, Schritte auf dem Gehweg, Glocken in der Ferne. Die kommen von hinten aus der Stadt. Ich schließe die Augen und lausche dem Frühling. Das ist ein guter Tag heute. Ja, es gibt auch gute Tage.

Sehr geehrte Frau Kollegin,

wir berichten über o.g. Patientin, welche sich in der Zeit vom 14.04. bis zum 16.04. in unserer stationären Behandlung befand.

Es ist schön, allein im Büro zu sein, zumindest an solchen Tagen. Mein Blick wandert vom Rechner zu dem kleinen bunten Totenkopf aus Keramik, den mir Herr Hage aus Mexiko mitgebracht hat.

»La muerte – denken Sie dran, Herr Doktor, der Tod ist eine Frau!«

Ich habe viele solche Sachen hier stehen, alles Geschenke. Eine kleine handgeschnittene Madonna mit Kind aus Oberamergau, sie soll mich beschützen. Ein Stück Gestein vom Kasbek im Kaukasus. An diesen Berg soll der Sage nach Prometheus gekettet worden sein. Postkarten wie die hier aus Madei-

ra von Herrn Piontek. Ich nehme sie in die Hand und betrachte den Hafen von Funchal aus der Nähe. Das war seine letzte große Reise, zumindest auf Erden. Kurz vor Weihnachten ist er gestorben an seinem Plattenepithelkarzinom.

Die stationäre Aufnahme der Patientin erfolgte notfallmäßig, nachdem diese im Zusammenhang mit dem Befund eines Schilddrüsenknotens über Übelkeit und Erbrechen geklagt hatte. Es bestand der Verdacht auf eine Struma maligna ...

Die Station ist leer. Wenn ich Glück habe, kann ich pünktlich die Übergabe machen und habe noch ein bisschen was vom Abend. Die Tage sind jetzt schon so lang. Der alte Winter, in seiner Schwäche, zog sich in raue Berge zurück. Auf dem Brocken liegt bestimmt noch Schnee. Irgendjemand steht jetzt gerade da oben und blickt hinunter in die endlose Ebene, wo ein grüner Schimmer über allem liegt. Aber ich bin es nicht.

... Aufgrund der Diagnose wird eine ambulante Weiterbehandlung empfohlen.

Das Verfassen von Epikrisen ist eine dieser lästigen Aufgaben des Arztes, die zu viel Zeit in Anspruch nehmen, Zeit, die man besser dem Patienten widmen könnte. Doch es muss getan werden. Diagnose, Anamnese, Aufnahmezustand, Laborwerte und so weiter – nachdem endlich alles an Ort und Stelle ist, drucke ich den Wisch aus, unterschreibe, hefte die Zettel zusammen und wie ich das getane Werk nun vor mir liegen habe und noch einmal betrachte, bleibt mein Blick oben auf der ersten Seite hängen:

Betr.: Lamiga, Louna, geb. am 11.08.1999

Wer würde vermuten, dass sich hinter diesem exotischen Namen ein so kleines, bleiches Geschöpf verbirgt? Was liegt hier vor? Frau Lamiga lässt bei ihrem Hausarzt routinemäßig eine Blutuntersuchung machen, die erhöhte Schilddrüsenhormonwerte zum Vorschein bringt. Daraufhin untersucht er die Schilddrüse, legt das Ultraschallgerät drauf und siehe da: ein Knoten. Der findet sich bei etwa jedem Vierten im Lande, bei über neunundneunzig Prozent handelt es sich nicht um Krebs. Der Arzt – anscheinend alte Schule – agiert souverän und will die Auffälligkeit erst einmal über ein paar Wochen beobachten. Er schickt die junge Frau Lamiga nach Hause, die nun wochenlang in der Ungewissheit leben soll, ob sie eine tödliche Krankheit hat oder nicht. Wenige Stunden später schlägt sie mit ihrer Mutter bei uns auf, hat sich mehrfach übergeben, heult wie ein Schlosshund und besteht darauf, aufgenommen und untersucht zu werden. Also wird sie aufgenommen und untersucht. Die Kollegen machen eine Szintigraphie und es wird ein »heißer Knoten« sichtbar. Frau Lamiga erbleicht, als man es ihr mitteilt. Heißer Knoten, das klingt gefährlich, wie heißer Krieg oder heißes Eisen. Tatsächlich ist es eine Entwarnung und deutet schlimmstenfalls auf eine Überfunktion der Schilddrüse hin. Alle sind glücklich, das Mädchen darf uns verlassen und hoffentlich noch lange weiterleben, Ende gut – alles gut. Die Rechnung wird in zwei Wochen im Briefkasten liegen.

Ich sehe hinaus durch das gekippte Fenster auf einen winzigen Ausschnitt der Welt da draußen. Eine kleine Meise sitzt auf einem der knochigen Äste der alten Kastanie, an ihren Zweigen brechen ganz zaghaft junge Knospen auf. Irgendwo in der Ferne knattert ein Motorrad lautstark dahin und hoch oben am Himmel zieht ein Flugzeug einen vergänglichen weißen Pinselstrich in die blaue Ewigkeit. Wo fliegst du hin, wo kommst du her? Dorthin, wo ich auch gern wär?

Kurz darauf stehe ich im Patientenzimmer und kann eine gewisse onkelhafte Freude nicht verbergen, wie man sie empfindet, wenn man Kindern Geschenke überreicht. Ein schmales, blasses Mädchen, eigentlich eine junge Frau, sitzt aufrecht auf dem Bett und blickt mich überrascht an. Sie hat lange naturrote Haare und unzählige Sommersprossen und Muttermale auf dem Körper. Es würde mich nicht wundern, sie eines Tages in einer dermatologischen Angelegenheit wiederzusehen. Frau Lamiga blickt immer ein wenig verängstigt, als käme man, um sie zum Schafott zu führen, was auch an dem schwarzen Lidstrich liegen mag, auf den sie selbst hier im Krankenhaus stets größten Wert legt.

»So, Frau Lamiga. Ich habe Neuigkeiten für Sie«, sage ich.

Ihr Gesicht hellt sich sofort auf und ich spüre: Mit wenigen Worten könnte ich diesen Menschen jetzt zerstören.

»Packen Sie Ihre Sachen zusammen, Sie feiern Ostern zu Hause!«

Nun strahlt sie bis über beide Ohren, ein anmutiges Lächeln hat sie leider nicht, doch ihre Stimme ist weich wie Kaschmir, ein wenig werde ich sie vermissen. Beinah ertappe ich mich sogar bei dem Wunsch, Frau Lamiga hier eines Tages wiederzufinden. Nein, ach quatsch, bloß nicht, das arme Ding, rufe ich mich selbst zur Ordnung.

Ich rücke einen Stuhl neben das Bett und kläre mit ihr die nötigen Formalitäten für ihre Entlassung. Dabei wandert mein Blick immer wieder unwillkürlich auf ihren linken Unterarm. Denn dieses so zerbrechlich und unschuldig wirkende Wesen hat dort ein riesiges, von der Ellenbeuge bis zum Handgelenk reichendes Tattoo prangen, das so gar nicht zur restlichen Erscheinung passen will. *XIII.V.MMXIV*, steht in großen schwarzen Lettern auf ihrer Haut. Da es im T-Shirt nicht zu übersehen ist, war mir diese martialische Tätowierung schon bei unserem

ersten Aufeinandertreffen ins Auge gesprungen. Nachdem ich meine Empfehlung ausgesprochen habe, wie sie weiter vorgehen sollte, ist alles gesagt, Frau Lamiga hat keine weiteren Fragen mehr. Ein kurzer Moment der Stille tritt ein.

»Sagen Sie, dieses Tattoo, was hat es denn damit auf sich, wenn die Frage erlaubt ist?«, sage ich möglichst beiläufig, als ginge es mir bloß darum, den interessierten Arzt zu mimen, der im Patienten auch den Menschen sieht. Der jungen Frau ist anzusehen, wie unangenehm ihr diese Frage ist. Ihre Ohren beginnen zu glühen und sie sucht, sichtlich peinlich berührt, nach Worten. »Es geht mich ja auch gar nichts an, entschuldigen Sie, hat mich nur interessiert«, schiebe ich fix hinterher und will mich schon verabschieden.

Doch die Unsicherheit ist mittlerweile wieder aus ihrem Gesicht verschwunden und als wolle sie mir jetzt ihre ganze Souveränität demonstrieren, sagt Frau Lamiga mit einem Lächeln: »Ach, kein Problem. Das war nur so'n ganz wichtiger Tag in meinem Leben.«

»Ein schöner Tag?«, hake ich nach.

»Schon, ja.«

»Wenn ich so einen Tag in meinem Leben hätte, würd' ich es genauso machen«, scherze ich.

Frau Lamiga lächelt und einen Augenblick lang scheint sie zu überlegen, ob sie mir ihr Geheimnis nun anvertrauen solle oder nicht.

»Das war bei meinem Schüleraustausch«, beginnt sie schließlich. »Da war ich in Südfrankreich, in Aix-en-Provence. Und es war einfach superschön, die ganze Zeit. An dem Tag bin ich mit meinen Freunden ans Meer gefahren und wir haben in einer der Calanques gebadet, das sind so echt schöne Buchten, und saßen abends am Lagerfeuer. Es war einfach alles perfekt.«

»Das klingt nach einer wunderbaren Erinnerung«, sage ich.

Sie nickt, doch ihr Blick ist jetzt ernst und in sich gekehrt. Es verstreichen die Sekunden und ich bin kurz davor, aufzustehen und meiner Arbeit weiter nachzugehen, da fährt sie fort: »Ich hab nicht so die tolle Kindheit gehabt. Dieser Tag ist so wichtig für mich, weil ich mich da das erste Mal so richtig glücklich gefühlt habe. Und das hat mich irgendwie verändert. Weil ich habe da erkannt, dass ich nicht mehr so leben will wie vorher. Darum war das so wichtig für mich.«

»Und darum wollen Sie diesen Tag nie wieder vergessen.«

Sie nickt erneut und sieht mich auf einmal mit so einem jovialen Ausdruck an, als wolle sie sagen: Eines Tages wirst du das auch erleben, Jungchen. Was soll das? So schauen Großmütter, wenn sie den Enkeln von früher erzählen. Ich spüre eine Feindseligkeit in mir aufsteigen und die Befriedigung einer kleinlichen Rache, als ich mir denke: In ein paar Jahren wird dir dieses kotzhässliche Ding verdammt peinlich sein.

Am Nachmittag sitze ich draußen im Garten und genieße eine kurze Pause. Das Neu-Jerusalem ist ein Privatkrankenhaus mit gerade einmal fünfhundert Betten und soweit ich weiß, ist es landesweit das kleinste Haus mit einem Zertifikat als Onkologisches Zentrum. Es wurde 1884 gegründet und besteht heute weitgehend aus modernen Anbauten, die wie Zugwaggons aneinandergereiht sind.

Der Himmel ist noch immer blau, die Luft ist mild, ich sitze auf meiner Bank, esse meine Brote, lasse mich von Patienten grüßen und grüße freundlich zurück. Ich mag diesen Garten: weißgestrichene Holzbänke, die wie Gänseblümchen auf der Rasenfläche eingestreut sind, Blumenrabatte, Rhododendronsträucher, alte Bäume, stille Ecken zum Lesen. Am liebsten sitze ich direkt hier vor dem Altbau von 1884, in dem sich die Geburtsstation befindet: Ein freundlicher zweigeschossiger

Trakt, jedes Zimmer besitzt einen großen hölzernen Balkon zum Garten hinaus – ein wenig wie in einem Belle-Époque-Sanatorium irgendwo in den Alpen. Ich mag diese Atmosphäre, ich fühle mich hier wohl. Niemals würde ich in der riesigen, anonymen Uni-Klinik arbeiten wollen und auch nicht im St. Joseph-Stift direkt nebenan, das reichlich in die Jahre gekommen ist.

Da sitze ich also, halte das Gesicht in die Sonne, fühle die Wärme auf meiner Haut. Es kommt mir vor, als wäre es ewig her, dass ich die Sonne zuletzt gespürt habe. Von St. Paulus läuten die Glocken zur Gründonnerstagsmesse herüber und plötzlich muss ich wieder an Frau Lamiga und ihr schreckliches Tattoo denken. 13. Mai 2014. Unsinnigerweise versuche ich zunächst, mich daran zu erinnern, was ich an diesem Tag gemacht habe, doch ich kann es unmöglich rekonstruieren. Das Meer muss frisch gewesen sein zu dieser Jahreszeit.

Und dann überkommt mich die Neugier: Welchen Tag würde ich wohl auswählen? Ich überlege und überlege. Ein Tag, der mich verändert hat? Es gibt den Tag, an dem ich mein Studium begonnen habe, an dem ich mein Staatsexamen bestanden habe, an dem mir die Promotionsurkunde überreicht wurde. Den Tag, an dem ich anfang, hier im Krankenhaus zu arbeiten. Die Arbeit verändert dich, der Umgang mit Todkranken, der ungeschönte Blick auf das menschliche Elend, auf Trauer und Angst, Schläuche, die aus Hälsen quillen, kreischende Angehörige, Menschen, die in ihren Fäkalien verenden – das verändert dich. Aber es ist ein langsamer Prozess, es geschieht nicht von heute auf morgen.

Nein, beschließe ich nach einer Weile, einen solchen Tag gibt es in meinem Leben nicht – und das beunruhigt mich einen Augenblick lang. Alles läuft gleichmäßig dahin, tagein und tagaus. Eine Woche wie die andere. Und ich denke mir: Hätte

ich ein Tattoo, wäre es kein Datum, sondern ein Satz – *Das Leben ist ein Traum*.

Ich werde von einer Schwester aus meinen Gedanken gerissen, die mich bittet, nach einem Patienten zu sehen. Und während ich hineingehe, blicke ich auf die Uhr und bemerke überrascht, dass es noch nicht so spät ist, wie ich angenommen habe. Ja, es ist ein guter Tag. Doch auch an guten Tagen wünscht man sich, dass die Zeit schneller vergehen möge.

Glücklicherweise gelingt es mir an diesem Abend tatsächlich, einigermaßen pünktlich Feierabend zu machen. Die Stadt ist noch gut gefüllt, hinter den Häusern neigt sich die Sonne, die Luft ist frisch, wie das Mittelmeer im Mai, doch vor den Cafés sitzen noch immer zahlreiche Menschen mit dünnen Jäckchen bekleidet, manche mit Wolldecken, und genießen den Frühlingsabend.

Ich kehre endlich heim. Auf dem Sofa sinke ich erschöpft nieder und starre auf den schwarzen Fernsehbildschirm. Es ist niemals ganz still in dieser Stadt. Das polyphone Gemurmel der Fußgängerzone ist wie ein permanentes Hintergrundrauschen, immer ist irgendein Straßenmusikant in der Nähe. Wenn die Geschäfte schließen und die Straße sich langsam leert, die Musikanten nach Hause gehen, dann kommen die Betrunknen aus den Bars und Diskotheken geströmt, grölen Schlagerlieder, schreien sich gegenseitig an oder lachen hysterisch. Das geht so lange, bis sie irgendwann von den Last- und Lieferwagen abgelöst werden, die am frühen Morgen die Gläser im Schrank zum Erzittern bringen, wenn sie die Straße hochrauschen, um die Einkaufsläden zu beliefern.

Und doch: Jetzt in der dämmerigen Wohnung zu sitzen und zu beobachten, wie der blaue Abend allmählich durch jede noch so schmale Fensterritze hereinkriecht, während das gleichmäßige Gemurmel der Straße dumpf zu mir aufsteigt

– das hat etwas von einer bedrohlichen Stille. Schnell greife ich zur Fernbedienung und mache den Fernseher an. So ist es viel besser! Ich schalte durch: Seifenoper, Actionfilm, Casting-Show, Reisedoku, Boulevardmagazin. Am Ende lande ich bei einer Dokumentation auf Arte. Sie ist schon fast vorbei, aber ich begreife so viel, dass es um Ureinwohner in Südamerika geht, die nach der Ankunft der Konquistadoren in die Wälder flohen, um dort nach ihren eigenen Regeln weiterzuleben. Es folgt eine Sendung über Meeresschildkröten. Diese Tiere durchschwimmen den ganzen Ozean und kehren nach fünf- und zwanzig Jahren wieder an den Strand ihrer Geburt zurück, wo sie ihren Nachwuchs austragen. Es ist ein wunderschöner Strand mit schneeweißem Sand, türkisen Wellen und krummen Palmen, überwölbt von einem azurblauen Himmel. Halb liegend, halb sitzend starre ich mit müden Augen auf das bunte Flimmern der lieblichen Bilder und nicke irgendwann ein.

Als ich erwache, durchfährt ein konfuser Schrecken meinen Körper. Mittlerweile ist es finster geworden, doch allzu spät kann es noch nicht sein, denn vor den Cafés werden jetzt erst lautstark die Tische und Stühle aufeinandergestapelt. Im Fernsehen, noch immer Arte, läuft ein Beitrag über den Schriftsteller Arno Schmidt. Ich erfahre, dass er nur ein wenig älter war als ich, als sein erster Erzählband erschien. Von da an habe er wie ein Besessener gearbeitet, abgeschieden in seinem kleinen Häuschen irgendwo in der Lüneburger Heide. Schmidts Hauptwerk *Zettel's Traum*, das 1970 erschien, umfasste in der Erstausgabe 1.334 DIN-A3-Seiten (dreispaltig, wohlgemerkt!) und wog über zehn Kilogramm. Auch wenn es fraglich ist, ob je irgendein Mensch dieses Buch bis zum Ende durchgelesen hat, machte es den Autor mit einem Schlag berühmt.

Ich sitze nun aufrecht und bin hellwach. Du solltest lesen, du solltest endlich wieder mehr lesen – so wie früher! Oder

besser noch: Schreiben! In meiner Schreibtischschublade liegt ein ganzer Block voll mit eigenen Gedichten. Eines Tages werde ich sie veröffentlichen, doch dafür brauche ich noch mehr.

Und ganz plötzlich, wie aus dem Nichts, ist da wieder dieser Satz in meinem Kopf. Voller Tatendrang gehe ich zum Schreibtisch, mache das Licht an und hole mein Manuskript aus der Schublade. Ich blättere, lese mir ein paar Gedichte durch. Hier und da muss noch gefeilt werden, aber im Großen und Ganzen doch gar nicht schlecht. Mit Schönschrift schreibe ich auf ein frisches weißes Blatt: *Das Leben ist ein Traum*.

Das ist schon mal gut, aber wie nun weiter? Ich grüble und grüble, doch der Fernseher lenkt mich zu sehr ab, wie ein kleines plapperndes Kind, das unaufhörlich nach Aufmerksamkeit verlangt. Soll ich ihn ausschalten? Dann wäre es wieder ganz still und dunkel in der Wohnung. Nur der letzte, kaum noch sichtbare Saumzipfel der untergegangenen Sonne am Horizont und in der Ferne das Kraspeln der Stühle und ein paar fremde Stimmen auf der Straße. Doch hier bei mir wäre nichts als kalte Stille. Der Gedanke lässt mich kurz erschauern. Ich schäme mich zwar dafür, doch ich bringe es nicht übers Herz. Also stelle ich das Gerät auf lautlos, denn Stille und Lautlosigkeit sind zwei unterschiedliche Dinge, und setze mich an den Schreibtisch.

Während ich nun dichte und nachdenke, beruhigt es mich zu wissen, dass der Fernseher, dieser wahre beste Freund des Menschen, hinter meinem Rücken läuft, auch wenn ich ihn nicht höre. Doch da ist dieses Fenster zur Welt, aus dem ich jederzeit blicken kann. Und am späten Abend sitze ich wieder auf dem Sofa, im Öffentlich-Rechtlichen läuft ein alter Bibelfilm. Und ich breche das Brot und ich trinke den Wein. Ich bin allein. Ich schlafe ein. Das Leben ist ein Traum. Du siehst es – doch du spürst es kaum.

2

Extra Gottingam non est vita

Als Kind erzählte mir mein Vater von Platons Höhlengleichnis. Wir alle sind Gefangene, angekettet in einer dunklen Höhle, die nur von einem Feuer hinter uns erleuchtet wird. Verschiedenste Gegenstände werden an diesem Feuer vorbeigetragen und werfen ihren Schatten vor uns an die Wand. Weil wir seit unserer Geburt nichts anderes als diese Schatten kennen, halten wir sie für die Dinge, deren schemenhaftes Abbild sie bloß sind. Der Mensch liebt die Gewohnheit und verabscheut die Vorstellung, dass alles, was er bisher keines Zweifels für würdig hielt, nur eine Täuschung ist. Darum wird er sich mit Händen und Füßen dagegen wehren und zunächst weiterhin an seinem Irrtum festhalten, wenn man ihn loskettet und zwingt, sich umzudrehen. Doch allmählich wird er begreifen und seine Augen an das Licht der Erkenntnis gewöhnen. So wird es auch sein, nachdem man ihn aus der Höhle hinaus in den hellen Tag geführt hat. Käme er nun nach einiger Zeit wieder zurück in die finstere Grotte, wäre er mit einem Schlag wie blind und würde von den Zurückgebliebenen, die nur das Dunkel kennen, verhöhnt, verachtet und schließlich sogar ermordet werden, wenn er versuchte, sie von ihren Ketten zu befreien. Denn in einem sind die Götter sich mit ihren Geschöpfen stets einig: Sie hassen jene, die den Menschen das Licht bringen.

So hat mein Vater es mir erzählt. Ein kluger Mann, ebenfalls Arzt, der zu einer Schicht gehörte, die zu diesem Zeitpunkt im Westen schon so gut wie ausgestorben war, sich jedoch ausgerechnet unter der dicken Kruste des Arbeiter- und Bauernstaats bruchstückhaft konserviert hatte: das Bildungsbürgertum. So wie diese Klasse war auch mein Vater, seinem Naturell gemäß, ein Relikt des neunzehnten Jahrhunderts. Ich spüre in mir das Bedürfnis, ihm eine biedermeierhafte Strenge anzudichten, doch das wäre eine Lüge. Er war ein fröhlicher Mensch, genügsam, durchaus sanftmütig, sehr gebildet, sehr interessiert

und zugleich sehr konventionell und ohne jeden Ehrgeiz. Ein Mensch, der sich gerne in die Behaglichkeit des Privaten flüchtete, in die schöne vergangene Welt der großen Literatur, der Kunst, Geschichte und Philosophie. Diese Zuflucht erlaubte es ihm, obwohl er das Regime verachtete, ein ruhiges, angepasstes und durchaus zufriedenes Leben in der DDR zu führen, ohne jemals in Konflikt mit dem Staat zu geraten. Seine Opposition war eine rein geistige.

»Der Mensch ist ein Herdentier«, erläuterte mir mein Vater seine persönliche Conclusio des Gleichnisses. »Er kann nicht ganz alleine oben auf der Welt überleben. Also was ist seine Wahl? Er kann versuchen, die anderen zu befreien, und wird dafür wahrscheinlich von ihnen massakriert werden. Oder er kehrt zurück in die Höhle, legt sich freiwillig die Ketten wieder an, lebt so weiter, wie er immer gelebt hat (denn er ist ja bis zu seiner Erkenntnis nicht unglücklich gewesen), und findet Trost darin, als Einziger die Wahrheit zu kennen – so lange, bis ihm der Zweifel kommt und er irgendwann die Lüge wieder selber glaubt.«

Ich muss gestehen, dass ich nicht weiß, ob er es tatsächlich in genau diesen Worten gesagt hat, ich mag zwölf Jahre alt gewesen sein, doch es entspricht in etwa dem Sinn. Man könnte meinen, wie ich von meinem Vater rede, dass er tot sei. Tatsächlich lebt er heute irgendwo am Rand von Leipzig in einem kleinen Häuschen mit seiner Frau und einer Tochter, die er auf seine alten Tage noch gezeugt hat. Einmal habe ich ihn dort besucht zu Weihnachten, das war vor vielen Jahren. Seine Einladung, die Festtage mit ihm und seiner Familie zu verbringen, landet seitdem jedes Jahr unbeantwortet in meinem Papierkorb. Es muss jetzt etwa acht Jahre her sein, dass ich ihn zuletzt gesehen habe.

Da liege ich also in meinem Bett, es ist morgens, die Stadt ist schon lange erwacht, doch in der Wohnung herrscht noch

nächtliche Finsternis, denn die Vorhänge vor den Fenstern lassen so gut wie keinen Lichtstrahl durch. Nur auf die Zimmerdecke fällt ein schwacher Schimmer. Die Stange, an der die Vorhänge befestigt sind, ist gute zehn Zentimeter vom Fenster entfernt und so ergibt sich eine Kluft, durch die das Tageslicht an die Decke unmittelbar über dem Fenster geworfen wird und mein Schlafzimmer so in eine Camera obscura verwandelt. An manchen Tagen geschieht es, dass die Schatten der Menschen, die unten auf der Straße entlanggehen, an die Decke meiner Dachgeschosswohnung projiziert werden, wo sie als langgezogene, miniaturhafte Schemen von einer Seite zur anderen wandern oder gestikulierend beisammenstehen und sich unterhalten. Eben darum muss ich immer, wenn ich morgens im Bett liege und das Schattenspiel an meiner Schlafzimmerdecke beobachte, an Platons Höhlengleichnis denken.

Ich reiße die Vorhänge auf und blicke hinaus. Der Himmel ist schon seit ein paar Tagen ein einheitlicher weißer Brei, die Menschen laufen mit dicken Jacken umher und im Café Cron & Lanz hat man sich nicht einmal die Mühe gemacht, Stühle und Tische nach draußen zu räumen. Vierzehn Uhr wird mein Spätdienst beginnen, bis dahin sind noch ein paar Stunden Zeit. Ich öffne das Fenster und die Fußgängerzone rauscht wie ein Fluss an meinem Haus vorbei. Göttingen ist eine hübsche Stadt genau in der Mitte Deutschlands, im Westen und Süden sind es nur wenige Kilometer bis Hessen und im Osten ist Thüringen ganz nah. Sie besitzt ein mittelalterliches Rathaus, ein paar Kirchen, einige Fachwerkhäuser und eine große Universität. Seit mittlerweile fast vierzehn Jahren, seitdem ich herkam, um mein Medizinstudium zu beginnen, lebe ich in dieser Wohnung mitten in der Altstadt. So gut wie alle Kommilitonen, die ich von damals kenne, sind nach dem Studium fortgegangen, meistens in große Städte, einige haben im

Ausland, vor allem in England und der Schweiz, eine Stelle gefunden. Wie unser Oberarzt Dr. Thamer sagt: »Die Arbeitsbedingungen sind dort zwar besser, dafür verdienen die Ärzte aber auch mehr.« Ich blieb – und begann als Assistenzarzt im Neu-Jerusalem. Dorthin führt mich seit sieben Jahren Tag für Tag mein Weg.

Sobald ich hinaustrete, finde ich mich im Gewimmel der Weender Straße wieder, der zentralen Einkaufsmeile mit den obligatorischen Filialen. Linkerhand geht es zum Markt, dort steht das Gänseliesel, zweifellos eines der unspektakulärsten Wahrzeichen, die es gibt. Doch ich folge der Magistrale rechts nach Norden, vorbei an der Jacobi-Kirche mit ihrem hohen, wuchtigen Turm. An fast jedem Haus hängt eine steinerne Tafel, manchmal auch mehrere, mit Namen berühmter Persönlichkeiten, die hier gelebt und studiert haben. Heinrich Heine und Wilhelm Olbers sind meine Nachbarn, Humboldt, Gauß und Lichtenberg wohnen nicht weit entfernt. Das müssen interessante Zeiten gewesen sein, denke ich mir manchmal, als so viele große Geister auf engem Raum in dieser kleinen Stadt lebten.

Die meisten Häuser links und rechts sind zwar alt, aber von bescheidener Größe und zurückhaltender Erscheinung. Dennoch bilden sie ein feines und durchaus stimmiges Ensemble. Dann aber geschieht etwas Merkwürdiges, denn nach etwa zweihundert Metern verändert sich plötzlich alles, die lauschige Fußgängerzone endet abrupt und mit einem Mal scheint man sich in einer anderen Stadt zu befinden. Busse kommen im Minutentakt mit quietschender Hydraulik an, Autos und Fahrräder fahren hektisch vorbei. Es wirkt, als sei irgendwann in den Siebzigerjahren ein gigantischer Amboss vom Himmel gefallen und habe alles, was einst hier stand, unter sich zermalmt. Wie zwei alte, rüdidige Hunde, die sich zähnefletschend

anknurren, stehen sich das Carré und das Gothaer Haus gegenüber. Das eine ist ein dunkler, fensterloser, rechteckiger Monolith, in dem sich unter anderem ein Einkaufszentrum und ein Fitnessstudio befinden. Das Gothaer Haus, benannt nach der Versicherungsgesellschaft, die es errichtet hat, ist ein ziehharmonikaförmiges Gebäude aus dunkelgrauem, halb verrottetem und weitgehend mit Taubenkot beschmierem Beton und schmalen Fensterreihen auf jeder Etage. Im Erdgeschoss, dessen Wände bis zur Unkenntlichkeit mit hastigen Graffiti besudelt und mit unzähligen Stickern und Plakaten beklebt sind, waren bis vor wenigen Jahren noch eine Apotheke und ein Modediscounter untergebracht. Nun stehen die Geschäfte ob der ungewissen Zukunft des Hauses seit einer Weile leer und vor der verrammelten Eingangstür haben Obdachlose sich mit ranzigen Matratzen ein dauerhaftes Lager eingerichtet. Da die Bushaltestelle direkt davor einen wichtigen Knotenpunkt für den öffentlichen Nahverkehr der Stadt bildet, herrscht vor dem Gebäude stets ein reges und buntes Treiben. Ich schiebe mich eilig an den afrikanischen und arabischen Jugendlichen vorbei, ohne eines der lautstark ausgetauschten Worte zu verstehen.

Hat man diesen Abschnitt nun hinter sich gelassen, wird es architektonisch wieder etwas angenehmer. Die Häuser sind kleiner und älter, rechts führt eine Straße mit runzeligen Fachwerkhäuschen hoch zum Alten Botanischen Garten. Geradeaus geht der Weg über die sogenannte Dönermeile. Hier reiht sich ein türkischer Imbiss an den andern, mit Namen wie *Pinocchio* oder *Döner King*, dazwischen vereinzelt Sportwettbüros, Handyreparaturläden und Internet-cafés. Nach ein paar Metern wird es dann offener, lichter, man kreuzt den Wall, jenen die alte Stadtbefestigung markierenden Spazierweg, der einmal rund um die Altstadt führt, und ist schließlich draußen.

Aus der Weender Straße ist die Weender Landstraße geworden, benannt nach dem ehemaligen Dorf und heutigen Stadtteil Weende. Auch der Gehweg zerfließt jetzt zu einem kleinen Platz, an dem rechterhand das hübsche Alte Auditorium der Universität auftaucht, ein heller, gradliniger Bau aus dem neunzehnten Jahrhundert, von dessen Fassade die steinernen Köpfe mehrerer Göttinger Gelehrter – teils ernst, teils heiter – auf die Passanten und das moderne Treiben herunterblicken. Unmittelbar davor steht das Denkmal für die in den Weltkriegen gefallenen Angehörigen der Georg-August-Universität. Ein künstlerisch bescheidenes, aber dafür heroisches Kriegermonument, wie es nach dem Ersten Weltkrieg in fast jeder deutschen Gemeinde aufgestellt wurde. Ein paar sehr grob aus dem Stein gehauene Soldaten tragen gemeinsam auf einer Bahre ihren toten Kameraden. Der hohe Sockel, auf dem sich die Szene abspielt, ist mit den Namen der Gefallenen übersät, die allerdings durch die starke Verwitterung des Steins kaum noch zu entziffern sind – auch nicht jene später schamvoll hinzugefügten Namen der Toten des Zweiten Weltkriegs.

Mein Weg führt mich nicht länger nach Norden, wo es nach Bovenden und Nörten-Hardenberg geht, sondern hinter dem Auditorium scharf nach rechts, den immer steiler ansteigenden Nikolausberger Weg hinauf. Eine etwa mannshohe, windschiefe alte Mauer begrenzt den Bürgersteig rechterhand auf einer Länge von vielleicht hundertfünfzig Metern. Dahinter verbirgt sich der deutlich tiefer im ehemaligen Wallgraben gelegene Botanische Garten. Links fällt der Blick auf die SUB, die Staats- und Universitätsbibliothek, die aus dieser Perspektive aussieht wie die aneinandergereihten Seitenschiffe einer gläsernen Kathedrale des Wissens. Während das Archäologische Institut mit seinem dicken Grauputz und dahinter der ganze Campus vorbeiziehen, folgt der Weg stetig steigend der Be-

grenzungsmauer. Die Häuser, stattliche ehemalige Professorenvillen und Burschenschaftsanwesen, werden immer herrschaftlicher. Aus den Dächern ragt der markante Zwiebelturm von St. Paulus wie ein wehmütiger Gruß an das katholische Bayern hervor.

Wenn ich ihn sehe, muss ich an meinen ersten Arbeitstag denken. Es war der 2. Januar: Ein mustergültiger Wintertag, denn alles war verschneit und erstarrt in klirrender Kälte. Ich fühlte mich in meiner Nervosität ebenso. Als ich bereits auf dem Weg zum Krankenhaus war, erkannte ich kurz vor dem Ziel, dass ich mich in der Zeit geirrt hatte und eine Stunde zu früh dran war. Am liebsten wäre ich zurück in meine Wohnung gegangen, um sie nie wieder zu verlassen. Da lag also diese Kirche vor mir mit dem Zwiebelturm und den weißen Bergen im Hintergrund und es wirkte so wundersam vertraut auf mich. Mein Großvater mütterlicherseits war als junger Mann Pfarrer in einer kleinen Kirche im tiefsten Bayern gewesen, die ganz ähnlich aussah. Dort wurde er auch bestattet. Ich war ein kleines Kind, als er starb, doch noch immer habe ich den Zwiebelturm vor Augen, den leuchtenden Putz und die hohen Berge im Hintergrund. Vielleicht ist es aber auch nur eine Einbildung, ein Bild, das ich einmal auf irgendeiner Postkarte oder im Fernsehen gesehen habe. Angesichts der schlotternden Ungewissheit jedenfalls, die ich nun kurz vor Antritt meines ersten Arbeitstages verspürte, erschien mir dieses Gebäude, das ich zwar kannte, aber nie zuvor betreten hatte, wie ein Stück Heimat. »Die alten Kirchen sind die guten Stuben unserer Kultur«, pflegte mein Vater manchmal zu sagen, wenn er aphoristisch gestimmt war. Auf Reisen – in einem fremden Land, einer fremden Stadt – war uns darum keine Kirche zu klein und unscheinbar, als dass wir uns nicht auf der Suche nach einem künstlerischen Kleinod oder irgendeiner architek-

tonischen Besonderheit hineinbegeben hätten. Das hatte nichts mit Glauben zu tun, sondern einzig mit der Begeisterung für Kunst und Geschichte. Weder mein Vater ist gläubig, noch bin ich es. Lediglich meine Mutter hing der Vorstellung eines reinen, undogmatischen Christentums an, das sie tief verinnerlicht hatte. Kurz: Es war für mich etwas ganz Natürliches, ohne irgendeine religiöse Absicht in die Kirche zu gehen, und das tat ich. St. Paulus ist vielleicht siebzig oder achtzig Jahre alt, erinnert jedoch, trotz seiner Schlichtheit, auch von innen an seine barocken Vorbilder im Alpenland. Das liegt vor allem an dem beachtlichen Deckenfresko, das die Apotheose des Paulus zeigt, welche sich offensichtlich unmittelbar über der Kirche hier im Nordosten Göttingens zugetragen hat.

Nachdem ich mich ein wenig umgesehen hatte, nahm ich Platz, ich war ganz allein. Die Kälte ließ meinen Atem kondensieren. Und ich denke, dass es weniger die Spiritualität des Ortes als vielmehr die Erinnerung an schöne Urlaubstage im Süden war, die mir auf dieser eisigen, harten Kirchenbank letztendlich einen gewissen Trost zukommen ließ.

Der Nikolausberger Weg mit seinen schönen, eleganten Villen zu beiden Seiten knickt leicht nach links ab und zieht sich weiter den Berg hoch. Doch ich überquere an der Fußgängerampel die Straße und biege linkerhand in die Humboldtallee ein. Die gründerzeitlichen Mietshäuser werden nach einigen Metern durch die großen, gelb verklinkerten Gebäude der alten Universitätsklinik durchbrochen, die aus derselben Epoche wie die übrigen Häuser stammen und heute zum Geisteswissenschaftlichen Zentrum der Uni gehören. Es ist schön, so nah am Zentralcampus zu sein. Man kann in den Pausen dort das studentische Leben beobachten, sich günstig einen Kaffee holen und die eigene Studentenzeit Revue passieren lassen. Auch ist etwa die Mensa am Turm (der Turm ist in Wahrheit der

hohe Schornstein des ehemaligen Klinik Krematoriums) viel besser als unsere im Krankenhaus. Wenn ich im Büro aus dem Fenster sehe, kann ich ihn gut erkennen. Autos rauschen vorbei, Studentinnen schieben, ins Gespräch vertieft, ihre Fahrräder neben sich her:

»Jedes Mal, wenn ich meiner Mutter erzähle, dass ich feiern gehe, sagt sie: ›Vergiss ja nicht deine gute Erziehung!«

»Ach echt? Meine Eltern sind da eigentlich ganz gechillt.«

Und dort auf der rechten Seite steht es. Noch ein kurzer Gang über den Parkplatz und ich habe mein Ziel erreicht: Neu-Jerusalem. Das ist mein Weg. Tagein, tagaus.

3

Frau Sievert

»Hallo, Frau Sievert, wie geht es Ihnen?«

Sie blickt über die Brille hinweg von ihrem Buch zu mir auf und lächelt überrascht. »Gut, Doktor Bode, vielen Dank! Immer, wenn mich das jemand nicht in der ersten Person Plural fragt, können das nur Sie sein.«

Nun muss ich lächeln. Frau Sievert ist eine feine Dame, zweiundsechzig Jahre alt, immer adrett gekleidet, intelligent, humorvoll und liebenswürdig. Ihre recht tiefe, sonore Stimme hat etwas Beruhigendes, die gemächliche, sorgsame Art und Weise, wie sie ihre Worte wählt, verstärkt diese Wirkung noch. Ich kenne Frau Sievert, seitdem ich hier arbeite, ja, sogar fast vom ersten Tage an. Sie war meine erste Patientin. Seit sieben Jahren kämpfen wir gemeinsam gegen ihre chronische myeloische Leukämie, haben Höhen und Tiefen erlebt. Gestern Abend brach sie plötzlich zu Hause zusammen und wurde auf Wunsch ihres Mannes gleich zu uns gebracht anstatt ins Uniklinikum. Zum Glück war es nur ein Schwächeanfall und es geht ihr schon wieder gut, man kann darin aber auch einen Wink des Schicksals sehen. Denn gerade heute wollte ich sie ohnehin anrufen und zu einem Gespräch herbitten. Wir stehen nun am Scheideweg und nie fiel mir der Gang zu ihr so schwer wie jetzt.

»Bitte entschuldigen Sie, dass Sie so lange warten mussten. Zum Glück haben Sie ja immer was zum Lesen dabei. Haben Sie denn ein schönes Ostern gehabt? Waren Ihre Söhne zu Hause?«, frage ich, während ich einen Stuhl an ihr Bett schiebe und mich setze.

Sie winkt ab: »Der eine ist gerade irgendwo in Neuseeland unterwegs und der andere arbeitet an einem neuen Werk und wollte lieber ungestört sein.«

»Also waren Sie und Ihr Mann alleine. Möchten Sie vielleicht einen Kaffee?«

»Nein, wirklich nicht, danke. Ja, wir waren alleine, aber das ist nicht schlimm«, beschwichtigt sie, als gelte es, ihre Söhne vor mir zu verteidigen. »Die Kinder werden groß und leben ihr eigenes Leben. Das ist eben der Lauf der Dinge.«

Ich nicke zustimmend und denke mir: Was für Nichtsnutze! Ich kenne die Söhne aus Frau Sieverts Erzählungen. Der eine ist Anwalt und dem Anschein nach immer nur auf Reisen quer durch die Welt, der andere ein arbeitsloser, depressiver Künstler, der mit über dreißig Jahren noch immer seinen Eltern auf der Tasche liegt. Niemals würde diese Frau ein schlechtes Wort über ihre Kinder verlieren. Wenn sie von ihnen spricht, dann nur mit der Stimme der Gnade. Doch sie schaffen es nicht einmal, zu Ostern bei ihrer todkranken Mutter zu sein, und zu Weihnachten war es nicht anders.

»Und Sie? Waren Sie denn wenigstens mit der Familie zusammen?«

»Oh ... leider musste ich arbeiten«, entgegne ich mit vielleicht etwas zu viel Trübsal in der Stimme, worauf Frau Sievert mir einen mütterlich-mitleidigen Blick zuwirft, von dem ich weiß, dass er keine Pose, sondern aufrichtig ist.

»Ach Gott, Sie Ärmster!«

Ich versuche, mein schlechtes Gewissen zu beruhigen, indem ich ihr sage, dass es mich nicht stört, an den Feiertagen allein zu sein, und dass das einzig Wichtige doch letztendlich sei, dass man überhaupt eine Familie habe, auf die man sich verlassen könne.

»Da haben Sie völlig recht«, stimmt meine Patientin mir zu. »Wir wollen uns nicht beschweren. So viele Familien brechen heutzutage auseinander, sind zerstritten, der eine spricht nicht mehr mit dem andern ... Das ist doch schrecklich. Allein bei uns im Bekanntenkreis ... ich könnte Ihnen da mindestens fünf Beispiele nennen.«